

1. Beilage zu Nr. 297 des „Amts- und Anzeigebblattes“.

Eibenstock, den 22. Dezember 1912.

Freuet euch in dem Herren allewege!
Phil. 4, 4.

Zum 4. Advent.

Der letzte Sonntag vor Weihnachten ruft uns auf zu rechter, bleibender Festfreude. Die Lichter der Christnacht flammen bald wieder wie lauter Freude von der Erde zum Himmel empor. Aber sie würden nicht emporbrennen, wenn nicht zuvor die Freude vom Himmel auf die Erde herniedergelammt wäre. Das Christfest ist dadurch der Freude Stiftungsfest geworden. Christenmenschen, was weiß aber dein Herz von Weihnachtstfreude?

Des einen Seele taucht unter in der Vergangenheit, er durchlebt im Märchenland seiner Kindheit noch einmal Weihnachten daheim im Vaterhaus und die frohen Lieber der Jugend wachen dabei in ihm auf: das ist seine Freude. — Ein anderer lebt der Gegenwart, freut sich der Tage der Ruhe in Geschäft und Beruf und genießt dankbar und froh das traute Zusammensein mit den Kindern und lieben Freunden unter dem Christbaum: das ist seine Freude. — Ein dritter hat seine Lieben mehr um sich, aber in seiner Einsamkeit sucht er andere, Arme und Kranke durch freundliche Gaben zu überraschen: das ist seine Freude — und das ist reine, reinste Erdenfreude. Aber so schön es ist, das Christfest zu feiern mit lieben Erinnerungen, mit der Freude an der Familie, mit Gaben der Liebe — rechte Christfestfeier ist das alles noch nicht. Die ist nur da, wo eine Seele anbetend bekennet: Jesus meine Freude!

Johannes der Täufer tut uns im Sonntagsevangelium (Johannes 1, 19-27) noch einmal Heroldsdienst und lockt zur rechten Christfestfreude. Er weist von sich und allen anderen Menschen — und wären sie auch Große in Gottesreich — weg und hin auf den, dem er den Weg bereitet. Demütig trotz aller Popularität bei seinen Zeitgenossen und unbeeinträchtigt trotz der verführerischen Fragen der Behörde, die es ihm nahe legten, mehr aus sich zu machen, als er war, — er „bekennte und leugnete nicht“: das Heil steht nur in Jesu. Dieser aber ist schon mitten unter dem Volk, Johannes hat ihn erkannt und darum verkündet er nun: „Meine Freude ist nun erfüllt“ (2. Vorlesung: Johannes 3, 27-30).

Für uns aber gilt's auch am 4. Advent: „Der Herr ist nahe, darum freuet euch in ihm allewege“; denn mit ihm kommt Friede und Bewußtheit in unsre sorgenden, bangenden Herzen — und damit die rechte Christfestfreude (1. Vorlesung: Phil. 4, 4-7).

Freude, Freude über Freude:
Christus wehret allen Weide;
Wonne, Wonne über Wonne:
Christus ist die Gnadenfontäne!

Amen.

Teuer erkauft!

Roman von Hans Slegmüller.
(60. Fortsetzung.)

Marthchen sagte nichts darauf. Sie war betroffen über die Kälte, mit der Ernst von dem Häuschen seiner Eltern sprechen konnte, dem Häuschen, in dem sie so bedeutungsvolle Stunden verlebt hatte. Wie eine Robe hatte sie der Gedanke einer Veräußerung angemutet. Indessen, erwog sie die Umstände, so mußte sie ihm schon recht geben.

„Wir können's ja versuchen. Du mußt an den Bürgermeister schreiben, daß er's ausbieten soll,“ riet sie.

„Ach was, Bürgermeister. Ich schreibe an Hüttich. Wenn es niemand kaufen will, dann lauft der's uns schon ab aus Barmherzigkeit.“

Irgend etwas gefiel ihr nicht an seinem Wesen heute. Eine ganz ähnliche Empfindung überkam sie jetzt wie vorhin, als er — so pietätlos — „alte Wude“ sagte. Genau so pietätlos sprach er jetzt von der Gutmütigkeit Wenzel Hüttichs. Er fühlte das wohl selber nicht so.

„Aber Ernst!“ mahnte sie leise. Er verstand wohl nicht.

„Nun ja, die Wude ist keinen Heller wert. Höchstens auf Abbruch, und selbst da deckt das alte, morsche Material kaum die Abbruchkosten. Wir müssen froh sein, wenn uns überhaupt nur jemand was abnimmt, und da ist Hüttich schließlich der einzige, der mir noch was zahlt, eben weil ich's bin! Und übrigens — ich sag's ja, wir kennen unsere Güter gar nicht mehr alle. Wie ist denn das mit deinem Vater? Der hat doch unsere Ziegen und meine Karmickel an sich genommen. Hier kann ich die nicht brauchen, die können gleich mit versteigert werden. Wenn deine Eltern das Vieh behalten wollen, können sie es ja erlösen. Dazu finden sich eher Liebhaber, als zu dem Hause. Ich werde Hüttich schreiben, er solle meine gesamte Habe, bewegliche und unbewegliche, mein Gut mit allem toten und lebenden Inventar meistbietend veräußern. Klingt großartig, was schatz?“ Er legte seinen Arm um sie und zog sie auf seinen Schoß. Sie drückte seinen Kopf fest an ihre Schulter. Es war ihr in diesem Augenblick nicht möglich, seinen Ruf anzunehmen.

Einige Tage nach dem ersten Oktober traf aus Ebnbach Antwort ein in Gestalt eines Briefes und einer Postanweisung. Die Postanweisung lautete auf 75 Mark. Wie klapperten die Geldstücke auf dem Tische! Marthchen öffnete zitternd den Brief, Wenzel Hüttich hatte ihn geschrieben. Er äußerte darin: das Haus wolle er mit Inventar käuflich übernehmen

und veranschlage es auf 35 Mark. Es lehne sich nicht, Aufhebens durch eine öffentliche Auktion zu machen. Die Kinder hätten die Fensterscheiben einzuswerfen, an der Seite nach dem Walde zu ziehen schon eine Anzahl Ziegel gestohlen worden vom Dach. Sollte Ernst einen höheren Preis erwartet haben, so solle er es nur wissen lassen. Er habe aber gerecht tagiert, das Vieh — nun dafür wolle er 40 Mark ansetzen.

Marthchen las mit Tränen, und bei dem letzten Zeilen kam ihr das Schluchzen. Sie glaubte zwischen den Zeilen lesen zu müssen. Entweder vermied Hüttich, ihre Eltern aufzusuchen, — sie konnte nachfühlen, warum, — oder er war bei ihnen gewesen und war abgewiesen worden. Auch dieser Fall war — leider möglich.

Als Ernst heimkam, freute er sich zunächst sichtlich über die stattliche Summe. Nachdem er aber den Brief gelesen hatte, kostete es seiner Frau Mühe, ihn ruhig zu halten, bis sie, heute vorzeitig, was junge Mädchen nach oben entließ. Mit dem Hauskauf war Ernst zufrieden. Aber der Viehhandel wurmte ihn. Er kumpelte aufgeregt in der Stube hin und her. „Du hast du deine noblen Eltern! Wenn man bedenkt, wie die austreten! Und hier wollen sie einen armen Krüppel, ihre eigene Tochter begaunern.“

„Ernst, laß das ruhen. Wollen zufrieden sein.“ „Jawohl, hat sich was. Hüttich kann nicht mehr schicken, als was er aus ihnen preßt. 40 Mark, dafür gebe ich nicht einmal die Ziegen her. Solche Leute, erst rettet man ihnen das Kind. Ja, da können sie freilich lieblich tun. Und wie die Gesellschaft an dir handelt, Marthchen, — das sind Rabenelken. Ins Gesicht müßte man solchen Leuten spucken!“

„Nicht so laut doch, Ernst, das hören ja die Leute oben.“

Er bezwang seine aufsteigende Wut. Mit verhaltener Stimme grölte er: „Rein, es wird nichts draus. Ihre lumpigen vierzig Mark sollen sie wieder bekommen und ich will mein Vieh wieder haben.“

„Ach Ernst, ich bitte dich, laß uns friedlich bleiben und keinen neuen Streit anfangen. Tue mir nicht weh. Meine Eltern sind nun einmal so, wir wollen uns für uns halten. Siehst du, die vierzig Mark, die reichen nun schon ein Viehchen. Dann erhältst du ja auch deinen Lohn. Wollen uns in Frieden durchschlagen. Besser, wir leben mit wenigem friedlich. Ein paar Mark sind es nicht wert, daß wir sich Tage, Wochen verbittern.“

„Paar Mark“, brummte er noch, gab aber doch nach, und Marthchen war von Herzen froh. Sie hoffte alles von der Zukunft, solange es ihr gelang, die Gespenster der Vergangenheit zu tanzen. Sie hatte alle Wunden verschmerzt in diesen Wochen und war glücklich in dem Bewußtsein: viel aufopfert zu haben, aber doch nicht umsonst, wenn Ernst so blieb, wie er war. Sie berührte die Vergangenheit nur im Gespräch mit Ernst, aber freilich, sie dachte gar manchmal an daheim. Und je länger, desto mehr vergaß sie die Kränkung, die Wut, die Härte, die Verstößung, die sie von dort getrieben, den Grall der Eltern, der noch immer nicht wich. Sie vermochte in ihrer glücklichen Gegenwart an daheim so realistisch zu denken, als bestünde die Trennung von ihren Eltern nur in der räumlichen Entfernung.

Da mußte es ihr schon bitter weh tun, wenn sie an die rauhe Wirklichkeit erinnert wurde in der derben Art und Weise, in der es Ernst in ihrem ja verständlichen Aerger getan hatte.

Daß er sich aber beruhigen ließ, erhob ihr Gemüt wieder, denn es war eben das wieder ein Beweis, daß sie noch immer die Zaubermacht über sein jähres Wesen besaß, auf welche Macht allein sie ihre Glück und Ernst's Rettung, ihren ganzen Taseinswert und — Inhalt gestellt hatte.

Keiner erwähnte den Zwischenfall wieder.

Die herbstliche Jahreszeit schritt weiter vorwärts. Die Tage wurden immer trüblicher, die Nacht brach immer frühzeitiger herein. Da trat eine neue Wehregelmäßigkeit schon um fünf Uhr nachmittags, manchmal sogar noch früher angebrannt werden, und Marthchen legte die Arbeit nicht eher zur Seite, als bis penetranter Geruch sie auf die erstorbene Flamme aufsehen ließ. Das kleine Petroleumkännchen wanderte alle zwei Tage zum Kaufmann.

Ernst begriff nicht, warum Martha um die paar Pfennige barmen könne, es sei doch genug Geld da. Die 75 Mark wurden darum doch nicht gleich verbrannt. Da hatte ihn Martha nur ein wenig sehen und ein wenig zärtlich angesehen und nichts wieder gesagt.

Nun beschwerte sich aber wieder jemand anders über das viele Laufen nach dem Petroleum. Die Wege und Einkäufe besorgte in der Regel des langgezogene Lehnmädchen, und zwar bisher mit größtem Vergnügen. Solche Gänge in die Stadt waren doch interessanter als das ewige Sigen in der stillen Stube. Marthchen konnte unterdessen an der Arbeit bleiben.

Aber das schlechte Wetter verdroß das Mädchen und eines Tages erschien die Gärtnerwitwe und besagte sich ernsthaft. Die Tochter solle doch schneiden lernen, Wege gehen habe die Elly schon in der Schule gekonnt. Und noch dazu jedesmal in der Dämmerung, wo man so ein junges Ding gar nicht auf die Straße lassen dürfe.

Martha entschuldigte das letztere damit, daß in der Dämmerung einmal nicht geschneidert werden könne. Aber wenn es denn durchaus nicht sein solle, nun, so müsse Rat geschafft werden.

Marthchen mußte wohl oder übel nachgeben, denn sie konnte die Hilfe nicht entbehren. Das Mädchen stellte sich nicht schlecht an. Die Hilfe kostete nichts, dafür lockte sogar die Gärtnerwitwe mit für Hagedorn, besorgte auch sonst das Hauswesen.

Die Beschwörung war denn so friedlich reguliert. Martha hatte sich ausgedacht, daß sie dem Ernst, der ja doch einmal nach der Stadt müsse, alles Nötige mitbringen lassen könne.

„Du paß mal auf, Ernst“ sagte sie am Abend. „Damit wir keine Zeit verlaufen, hast du die Freundlichkeit und bringst, wenn du morgen Abend heimkommst, das mit, was ich dir hier aufgeschrieben habe.“

Das Männchen machte ich morgen früh erst noch leer. Auf dem Heimwege gibst du die Bestellung ab, rückwärts bringst du es mit, nicht?“

„Nun, warum besorgt denn das Elly nicht mehr?“ fragte Ernst wenig erfreut.

„Ach ihre Mutter will nicht, daß sie im Dunkeln auf der Straße ist.“

„Da geht sie eben in der Mittagsstunde.“

„Ihre Mutter möchte es aber nicht,“ beharrte Martha unvorsichtigerweise.

„Da hört doch alles auf!“ brauste nun Ernst aber los. „Das Mädel soll wohl dazu zu gut sein, was? Das will ich der Alten doch gleich mal aufzeichnen.“ Er eilte nach der Türe, so schnell die Wut seine unbeholfenen Beine zu bewegen vermochte. Marthchen lief ihm nach, und es gelang ihr mit ziemlicher Kraftanstrengung, den Erbsen wieder ins Zimmer zu ziehen und die Türe zu schließen. Aber nun entlud sich sein Grimm über sie. Er sah sie zwar nicht an dabei, aber suchte mit den Armen um sich und schalt in einem Hin. Auf so ein Mänschen werde natürlich Rücksicht genommen. Aber daß er mit dem Stinkkännchen nicht die Sitzplätze in der Elektrischen benutzen könne, sondern bei Wind und Wetter fortan auf dem Perron zur Stadt fahren müsse, daran habe seine „treusorgende“ Gattin natürlich nicht gedacht. Wenn die Alte oben aufmucke, werde er sie einfach aus dem Hause werfen usw.

Marthchen ließ ihn sich ausweutern. Doch die erste Pause benutzte sie, um ihn zu beruhigen. „Na, laß heute abend, morgen ist einmal Sonntag; ich werde es schon regeln bis zum Montag. Was machen wir morgen?“

„Na, du gehst natürlich in die Kirche.“ Das kam noch immer ärgerlich.

Marthchen schwieg und sah ihn groß und fragend an.

Er lenkte ein. „Weißt du, wir sollten den Sonntagabend, meinetwegen auch schon den Nachmittag, auswärts zubringen. Wenn man's ausrechnet, kommt einem im Winter bei Heizung und Licht das Daheimhocken teurer als das Ausgehen. Meine Kollegen haben mich oft auf diese gefasste Rechnung aufmerksam gemacht, und du brauchst nichts zu verzehren, trinkst mal mit mir. Wenn wir da von 7-10 in die Kneipe gehen und 2 Glas Bier trinken, das macht 30 Pfennige. Nun denke mal: für 30 Pfennige bekommst du nicht Licht und Heizung für 3 Stunden hier.“

Marthchen sah sinnend vor sich nieder. Die Rechnung mochte vielleicht stimmen, zwei Glas Bier angenommen. Tabak war da schon nicht gerechnet, ohne den es doch nicht abging. Aber angenommen. Sollte denn aber Ernst nur aus Sparjamleitsrücksichten diesen Vorschlag gemacht haben? Sie hatte einen solchen Vorschlag längst erwartet. Daß Ernst nicht sein ganzes Leben abends bei ihr sitzen bleibe, war ihr selbstverständlich. Sie hätte das auch nie von ihm verlangt. Hätte er vorgeschlagen: mögen wollen wir nun auch einmal ein Glas Bier trinken gehen, daß man mal was anderes sieht und hört, sie hätte das Angebot natürlich gefunden und harmlos. Seine Recherei aber machte sie stuhig. Seine Kollegen hatten ihm dieses Exempel beigebracht. Also von denen ging wohl auch die ganze Anregung aus. Jetzt hieß es, vorsichtig handeln. Sie durfte Ernst auf keinen Fall dem Hohne seiner Kollegen aussetzen. Außerdem war es wohl nützlich, wenn man sich diese Herren „Kollegen“ mal ansah, eventuell konnte man ihnen gleich von vornherein zeigen, daß man am Plage war.

„Na schön“, meinte sie nach kurzem Ueberlegen. „Wir können ja morgen gleich mal die Probe machen. Aber ins Zentralhotel gehen wir nicht!“ fügte sie scherzend hinzu, welcher Scherz zur heiteren Erinnerung an jenes seltsam zusammengewürfelte Publikum damals und das ominöse R. führte, womit denn der Tag endgültig heiter schloß.

Sonntag abend um halb 7 Uhr führte Ernst seine Frau, d. h. er machte den Führer, denn sie führte den Rahmen, nach einem kleinen Restaurant in einer Seitengasse, aus dem Automatenmusik und Stimmengewirr ihnen entgegenlachte. „Hier werden die Brüder schon sitzen!“ meinte Ernst eifrig vorwärtsdrängend und gut gelaunt.

„Aha, da kommt ja Hinte!“ tönte es ihnen laut von einem Tische entgegen. Ernst war an diesen Rufnamen gewöhnt, aber in Anwesenheit seiner Frau ihn zu hören, so laut vor allen fremden Gästen sein Gebreden verspottet zu hören, war ihm doch ärgerlich. Marthchen aber hätte ihn am liebsten aus solcher Gesellschaft am Arme zurückgezogen.

(Fortsetzung folgt)